

*Brigitte Schwens-Harrant/Jörg Seip: Der geplünderte Tempel. Ein Dialog* (Klever Verlag: Wien 2012)

Die akademische Dialogdisziplin ‚Theologie und Literatur‘ hat sich in den vergangenen Jahrzehnten durchaus etabliert. Das birgt Gefahren in sich. Vor allem die einer unreflektiert selbstverständlichen Selbstzufriedenheit. Kritische und kreative Stimmen sind selten, Stimmen, die den vermeintlichen Konsens noch einmal anfragen im Sinne einer konstruktiven Beunruhigung. Genau dieses Anliegen verschafft sich in dem vorliegenden Bändchen Gehör.

Die beiden AutorInnen sind altbekannte Mitgestalten des Dialogfeldes. Beide haben theologische Promotionen zum Themenfeld vorgelegt: *Brigitte Schwens-Harrant* 1997 mit der Studie über „Erlebte Welt - Erschriebene Welten. Theologie im Gespräch mit österreichischer erzählender Literatur der Gegenwart“, *Jörg Seip* 2002 mit dem Entwurf „Einander die Wahrheit hinüberreichen. Kriteriologische Verhältnisbestimmung von Literatur und Verkündigung“. Seitdem erscheinen von beiden regelmäßige Beiträge, je aus unterschiedlicher Perspektive: Brigitte Schwens-Harrant ist Ressortleiterin „Literatur“ der Wiener Wochenzeitschrift „Die Furche“, Jörg Seip ist Privatdozent im Bereich Pastoraltheologie.

Der Band wird eröffnet durch einen mündlich konzipierten „Dialog“ als „Kartographie theologisch-literaturwissenschaftlicher Praktiken“. Hinzu treten je zwei eigenständige Essays beider AutorInnen. Sie wollen explizit der gängigen Praxis des Dialogfeldes auf die Finger schauen und Frag-Würdiges offen legen. Der Band hat durchaus den Charakter einer Streitschrift, die sich freilich stets um Fairness und Konstruktivität bemüht. Die hier vorliegende Rezension soll diesen Charakter einer Streitschrift aufnehmen und weiterführen.

Gleich vorweg: Viele der hier nachzulesenden Erkenntnisse, Ausführungen, Anfragen und Perspektiven sind gut beobachtet, stimmig dargestellt, lassen sich vorbehaltlos unterstützen, wie etwa die Plädoyers, die „Polyvalenz, Mehrdeutigkeit, Leerstellen“ oder die Kategorie des „Spiel(s)“ (S. 17) von Literatur stärker zu beachten. Im Folgenden sollen eher solche Punkte benannt werden, an der sich eine im rechten Sinne verstandene Streit-Barkeit lohnt.

Das beginnt gleich zu Anfang: Von Vornherein wird im das Buch eröffnenden Dialog – sehr pauschal und ohne Nennung von Bezügen – eine Grundunterscheidung getroffen. Zwei Zugänge werden benannt und scharf von einander abgetrennt: Man könne im Blick auf Literatur fragen: „Was wird gesagt?“ oder „Was wird *wie* gesagt“, um die Mehrzahl der theologisch-literarischen Studien auf jene Seite zu schlagen, die sich „viel weniger für die ästhetische Qualität von Texten“ interessiere. Das liege vor allem an einer Zusatzfrage, der des „*wofür*“, die für primär „pädagogische Zielsetzungen“ (S. 8) stehe. Der Vorwurf ist alt: Theologisch-literarischen Studien wird ein einseitiger ‚Inhaltismus‘ vorgeworfen. Für die ‚Form‘, das ‚Ei-

gentliche' der Literatur, interessiere man sich nicht und verstoße damit gegen das, was Literatur grundlegend ausmacht.

Gleich zugestimmt: es gibt eine solche Tendenz. Aber energisch widersprochen: Sie gilt nicht für die Mehrheit der Studien der letzten 30 Jahre. Gleich zwei Rückanfragen muss man an diese Behauptung stellen.

- 1) Nirgendwo wird deutlich, ob und wie gründlich das ungemein breite Forschungsfeld tatsächlich überhaupt gesichtet wird. Ohne Belege, ohne Zuordnung lässt sich leicht allgemein polemisieren! Zahlreiche grundlegende und weiterführende Studien (u. a. von *Christoph Gellner*, *Andrea Henneke-Weischer*, *Tanja Gojny*, etc.) tauchen nirgendwo auf. Das schränkt die Aussagekraft der Kritik stark ein.
- 2) Selbstverständlich gibt es innerhalb des Forschungsfeldes Handreichungen für die Praxis, Anthologien für den Einsatz ‚vor Ort‘, etc. Sie haben eine ganz andere Funktion und können nicht 1:1 mit Ansprüchen an wissenschaftliche Studien gemessen werden. In einen Forschungsdiskurs gehören primär Forschungsstudien, Beispiele *dafür* werden aber kaum angeführt. Dass Praxisbücher eine andere Gattung darstellen und anderen Gesetzmäßigkeiten folgen, sollten die - mit Recht auf genaue Beachtung von wissenschaftlichen Regeln drängenden - AutorInnen schon wissen und berücksichtigen. Und die angemahnte Notwendigkeit, die „Praktik, also die des Gebrauchs, kriteriologisch und das heißt wissenschaftlich zu untersuchen“ (S. 13), bleibt auch hier ein bloßes - unterstützenswertes - Desiderat.
- 3) Der Reiz von Literatur liegt tatsächlich gerade darin, die Verbindung von ‚Inhalt‘ und ‚Form‘ zu betrachten. Das ist das Spezielle, hermeneutisch wie didaktisch. Von *diesem* Reiz aus wird ‚Theologie und Literatur‘ betrieben. Ein reiner Inhaltismus ist langweilig. Das Besondere der Theologie liegt zudem wirklich in einer Fragerichtung des „wofür“. Der Glaube an Sinn (sei es in Fragmenten) und Bedeutung (sei es in Splintern) mag postmodern überholt sein, ein radikaler Verzicht darauf würde jedoch zur Selbstauflösung von Theologie (und, in anderem Sinne, auch von Literaturwissenschaft) führen.

Eine zweite, als Anfrage formulierte Beobachtung aus dem vorliegenden Buch: Die AutorIn der kritisierten Studien setze z. T. theoretische Vorgaben, „hält er oder sei sich“ (S. 9) jedoch daran? Tatsächlich, diese Unterscheidung ist sinnvoll und gibt jeweils eine gute Beobachtungsperspektive ab. Moniert wird hier die übliche Rhetorik, dass man zunächst betone „Funktionalisierung“ von Literatur zu vermeiden um dann doch genau das zu betreiben (weil es ja pädagogisch gar nicht anders möglich ist). Warum aber dann überhaupt die unnötige

Abwehr von Funktionalisierung? Warum nicht ein klares, wohltuendes „Plädoyer für die Verzweckung?“ (S. 11) Auch hier lassen sich – bei aller Zustimmung – zwei Rückfragen formulieren:

- 1) Zunächst *kann* eine Rückweisung von Funktionalisierung durchaus sinnvoll sein, wenn damit eine gewisse *Form* von Funktionalisierung zurückgewiesen wird, etwa die bis in die 1970er Jahre übliche Form von Frage (literarischer Text) – Antwort (Theologie) oder Problem (literarischer Text) und Lösung (Theologie). Ein korrelativgleichberechtigtes Verständnis ist ein völlig anderer Zugang, der durchaus der hermeneutischen Erwähnung lohnt. Und das hat nun wirklich gar nichts, wie erneut belegfrei behauptet, mit der „Praktik der Ersetzung“ (S. 19) zu tun.
- 2) Aber ist nicht auch das „Verzweckung“, die transparent eingeräumt werden sollte? Tatsächlich! - und deswegen wird es in diesem Sinne auch seit einigen Jahren genau so praktiziert. Transparent wird angegeben, wofür, mit welchem Interesse und in welchen Grenzen literarische Texte gedeutet und ‚genutzt‘ werden. Erneut rächt sich die mangelnde Erfassung des Bereichs: Das Plädoyer läuft offene Türen ein, die bei genauer Sichtung neuerer Werke nicht mehr nötig wäre. Überhaupt: Das Werk von Protagonisten des Forschungsfeldes wird als monolithischer Block wahrgenommen. Als habe sich etwa bei *Karl-Josef Kuschel* im Zugang nichts verändert und entwickelt, von 1978 bis heute. So macht man sich Kritik zu leicht!

Wohltuend, dass einige der angemahnten Probleme erweitert werden auf die Felder literaturwissenschaftlicher und feuilletonistischer Inanspruchnahme von Literatur (S. 20f.), wo sich tatsächlich vergleichbare Phänomene finden. Hier erklärt sich auch der Titel des Buches: Im Umgang mit Literatur hat man es immer mit einem „geplünderten Tempel“ (S. 28) zu tun. Unklar bleibt, wie man denn nun damit umgehen kann, darf und soll, wenn nicht so, wie es ja sehr klar kritisiert wird. Muss Literatur immer ein „Störfeuer“ (S. 25) sein, oder ist auch nicht das erneut eine setzende Vorgabe von außen? Reicht das Werben dafür, dass Literatur einen „Freiraum“ haben muss (selbstverständlich!) und nicht einer bestimmten Funktion zugewiesen werden darf (selbstverständlich!)? Die Analyse dieses das Buch eröffnenden Dialogs ist anregend, reizvoll, wie gezeigt: herausfordernd, aber die Konsequenz bleibt profilarm. Schade! Das wäre wirklich interessant gewesen: Eine in die Zukunft weisende Texthermeneutik für ‚Theologie und Literatur‘ der beiden AutorInnen...

Aber liefern die beigegefügtten Essays nicht genau das? Nein, sie zeigen die je unterschiedliche Verortung der beiden AutorInnen: Brigitte Schwens-Harrant ist Chefin eines Feuilletons. Sie schreibt sehr kenntnisreiche literarische Porträts. Ihr äußerst lesenswerter Beitrag über „Öster-

reichische Schriftsteller und ihr Interesse an Religion“ etwa füllt eine Lücke der Wahrnehmung im Feld von ‚Theologie und Literatur‘ im Blick auf tatsächlich bislang eher und zu Unrecht vernachlässigte Autoren wie *Josef Winkler*, *Franzobel*, *Norbert Gstrein*, *Peter Henisch* und andere. Dass Religion in Österreichs Literatur anders präsent war und ist als in der deutschen, wird hier zu Recht betont: Verf. spricht von der „Kontinuität der Beschäftigung mit Religion im allgemeinen und der katholischen Literatur im besonderen in der österreichischen Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (S. 61).

Auch der Beitrag unter der Überschrift „Wie tauft man richtig? Religion in literarischen Texten“ führt zu ganz aktuellen und spannenden Lektürespuren, bei denen – selbstverständlich – der Blick nicht allein „auf die Passung mit bzw. Abweichung von theologischen Lehren gerichtet ist“, sondern „auf die Literatur, die Sprache, die Form“ (S. 83). Unnötig freilich erneut das Aufbauen eines nie belegten Gegenbildes, als ginge es anderen theologischen Literaturdeutern *ausschließlich* um das Finden von „Passung und Abweichung“. Wo? Wem?

Also: Kenntnisreiche Porträts, einfühlsame Darstellungen von Literatur unter religiöser Perspektive, all das liest man bei Brigitte Schwens-Harrant auf hohem Niveau. Einers aber bestenfalls in Ansätzen: Sie betreibt eben nicht ‚Theologie und Literatur‘. Von Theologie ist hier kaum die Rede, außer im blass bleibenden Appell, die ausgeführten „Erzählweisen“ könnten „Einfluss haben“ auf „Denken, Theorien, Sprechen und Arbeit von Theologen“ (S. 95). Aha! Wie, das führt die promovierte Theologin nicht aus. Sie ist eine der wichtigsten und kenntnisreichsten Kennerinnen der Gegenwartsliteratur und stellt sie für den theologisch-literarischen Diskurs dar – ohne ihn selbst *als Theologin* zu betreiben. Völlig legitim! Aber erneut: Schade – angesichts der scharfen Kritik wäre eine eigene auch theologisch profilierte Geschmacksprobe spannend!

Ganz anders bei Jörg Seip. Er betreibt (Pastoral-)Theologie auf hohem Abstraktionsniveau und im Anschluss an aktuelle internationale postmoderne Diskurse. Schon die Titel seiner Beiträge zeigen das Niveau seines Zugangs: „Ort und Anders-Ort der Literatur. Ist Literatur eine Heterotopie?“ und „Tempelschwellen. Die Macht der Zensur, Fiktion und Reinheit“. Lesenswerte intellektuelle Kabinettstückchen legt Seip vor, anregend, brillant-klug, herausfordernd. Aber auch er betreibt - zumindest in den hier vorgelegten Beiträgen - nicht wirklich ‚Theologie und Literatur‘. Ganz auffällig etwa im umfangreichen Fußnotenapparat: Nur ganz vereinzelt werden literarische Autoren und Primärtexte genannt. Kaum einmal bestimmt ein literarischer Text den Duktus seiner Gedankenführung – völlig anders als bei Schwens-Harrant. Was Seip - gekonnt - betreibt, ist etwas anderes: ‚Theologie und Literaturtheorie‘. Diese Disziplin beherrscht er wie wohl kaum ein anderer in Deutschland und im Anschluss an

die internationale Theoriediskussion (*Foucault, Certeau, etc.*). Der eher ausschmückende oder in die eigentliche Diskussion bloß hineinführende Charakter des seltenen Rückgriffs auf literarische Texte zeigt die Grenze seines - erneut völlig legitimen und gewinnbringend zu lesenden - Zugangs auf.

Also: ein ungemein anregendes, herausforderndes Buch! Es tut dem Forschungsfeld von ‚Theologie und Literatur‘ gut, weil es klare Fragen stellt. Dass ebenso klare Rückfragen an die Art der Fragestellung möglich sind, wurde an einigen Punkten ausgeführt. Einen wirklichen Weg in künftige Studien, in eine Hermeneutik und interdisziplinäre Methodik hinein weist es nicht. Vielleicht ein Anstoß für ein Folgeprojekt?

*Georg Langenhorst, Augsburg März 2012*